

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Für unerwartet eingehende Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chief-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin, Druck und Verlag von Rudolf Mollé in Berlin.

„Feinde“ und „Gegner“.

Wenn Herr Tafel die Berichte über die jüngste Verammlung seiner Münchener Parteimitglieder von gestern liest, darf er sich mit melancholischem Stoffschütteln fragen: warum er denn eigentlich aus der nationalliberalen Partei ausgestoßen ist? Die lieben Leute wollen ja ganz das Beste, was er will! Kräftiger als der Abgeordnete Vohmann, in der Meinung von Partei wegen, nach rechts zog, hat Herr Tafel auch nicht nach rechts gezogen. Und der Münchener Verein hatte für den Redner „hübschsten Beifall“ und wird seine Rede durch den Druck verbreiten lassen.

Herr Vohmann gehört zu den beneidenswert Glücklichen, die für die Lösung aller politischen Schwierigkeiten der Gegenwart eine Formel gefunden haben. Diese Formel, die er schon einmal öffentlich angepöbeln hat, lautet: „Der Feind steht links“, der Gegner rechts.“ Daß „links“ auch die Fortschrittler stehen, läßt den wackern Herrn Vohmann nicht im mindesten im Glauben an seine allezeitgemachte Formel. Ihn sind die Fortschrittler gerade gut genug, die Nationalliberalen da aus der Falle zu ziehen, wo alles Liebeswerben um die Konservativen ihnen nichts helfen kann, dieweil sie keine Konservativen gibt oder sie zu schwach sind, die Entscheidung herbeizuführen. In dem parteiunlich approbierten Bericht über die Vohmannsche Rede wird das wie folgt dargestellt:

„Seine Stellung als Mittelpartei ist ungleich schwieriger als bei der äußersten Rechten oder Linken, wir können nicht den Kampf mit dem Dreißigergeleit niederver zu führen, im allgemeinen vaterländischen Interesse müssen wir einen ehrlichen, ausdauernden Kampf führen um des späteren Friedens willen. Trotz des mandatorischen Trennens wollen wir Schulter an Schulter mit dem Fortschritt kämpfen; aber auch wieder eine Zeit kommen, es werden Fragen aufkommen, wo wir Schulter an Schulter mit den Konservativen stehen werden. Dem bitteren Kampfe muß ein Frieden folgen, und da müssen wir das Linke dazu tun, daß unser ganzes Volk, jeder Bürger wieder Freunde an seinem Vaterland habe. Wenn bei der jetzigen Steuererhöhung das Prinzip der Gerechtigkeit verloren gegangen ist, so muß man sich dafür einsetzen, die Steuererhebung mit einer Gleichverteilung oder bringen, auch, wenn die Wahlen vorüber sind, im künftigen Jahre geteilt haben: dies ist sicher, der nationalliberale Geist, der Geist der Verantwortung wird nicht untergehen. Wir wollen den Kampf so führen, daß wir ein reines Gewissen behalten, und wir wollen mit dafür kämpfen, daß jeder sich wohl und glücklich fühle, und daß wir uns als deutsche Brüder fühlen können.“

Also Herr Vohmann ist sich bewußt, seiner Partei im Wahlkampf einen Weg führen zu wollen, worauf sie in seiner Ansicht noch „schwer leiden“ wird. Wie tief müssen die konservativen Meinungen dieses „nationalliberalen“ Abgeordneten sein, wenn er sich trotzdem seinen Augenblick bequemt, seiner Partei diesen Weg als den einzig richtigen Weg zu empfehlen! Die „Jugendliberalen Wähler“ hatten dem Abgeordneten Vohmann, im ersten Zorn über seine reaktionären Formel, „politisches Einmühen“ vorgeworfen; sie leisten ihm dafür jetzt feierlich Abhilfe. Wir müssen bekennen, daß wir diese scharfe Charakteristik von Anfang an für falsch gehalten haben, und die weitere Entwicklung gibt uns offenbar recht. Wenn es so unüberdachtlich nach rechts zieht, daß er auch vor dem Segel über die Verhän seiner Fraktionsgenossen nicht zurückdreht, der ist ganz gewiß kein

politischer Genau; der ist weit eher ein politischer Fanatiker, und zwar einer von der gefährlichsten Sorte.

Die Hauptgefahr, die von diesen Fanatikern ausgeht, liegt in der anstehend wirkenden Unklarheit ihres politischen Denkens. Herr Vohmann zieht in den Wahlkampf, das Herz geschwellt von — Friedensbegehr! Das ist beim doch, wie nicht klar genug betont werden kann, etwas wesentlich anderes, als wenn der Sieger auf dem Schlachtfelde das Bedürfnis nach Verhöhnung ausspricht, wie es Bismarck der Königgrätz gefolgt hat. Aber Herr Vohmann scheint ja auch nicht mit dem Siege, sondern mit einer Niederlage zu rechnen, und da ist der Wunsch nach Verhöhnung, schon vor dem Kampfe ausgeprochen, vielleicht begreiflicher? Wenn nun Herr Vohmann nicht in gleichem Atem auch Sätze für die schwarzblauen Steuerhunden heischt! Er bringt es also fertig, seiner Formel zuliebe, die Regierung und die Konservativen würden einer beginnenden nationalliberalen Fraktion den Führerpreis zahlen, den sie ihr bisher beharrlich verweigert haben! Daß dieser Fanatiker einer erlösenden Formel seinen Fuß rechen, „Gegnern“ nicht gewachsen ist, zeigt die Antwort, die die „Kreuzzeitung“ auf sein heißes Liebeswerben erteilt:

„Wieder steht immer noch eine unzweifelnde Anerkennung von der nationalliberalen Parteileitung, daß bei den Schwächen zwischen konservativen und sozialdemokratischen Kandidaten unbedingt für ersteren einzutreten wurde.“

Die Konservativen bestehen als gewiegte Praktiker auf ihrem Schein: erst wenn die Nationalliberalen sich ihnen mit Haut und Haar verzeihen haben, wollen sie über eine „Verhöhnung“ mit sich reden lassen. Wohlgerührt über eine Verhöhnung, nicht etwa über eine „Sühne“, was sie, wenn die Nationalliberalen sich und ihre bisherige Politik feierlich profilieren würden, allerdings auch nicht mehr nötig hätten. Eintheilen fahren sie mit der „Selbstsüchtigkeit“, die diesen Menschenfisch bekanntlich auszeichnet, gelassen fort, die Nationalliberalen als national minderwertig zu qualifizieren. Die „Nationalliberale Korrespondenz“ zitiert aus dem Spruchlein, die Herr v. Kröcher an seinem Kölner Witztag hergelagt hat, das folgende:

„Die Nationalliberalen hätten einen großen Fehler gemacht, indem sie gegen die Schaffung des Postens eines Gouverneurs von Berlin gestimmt hätten. Aber seien mitten in der Revolution. Der beste preussische Offizier ist eben gut genug als Gouverneur für Berlin, der der Sozialdemokratie das Antef auf das Auge legen muß.“

Die „Nationalliberale Korrespondenz“ ist außer sich über diese Art politischer Charabancerei.“ Sie schreibt, zitternd vor Erregung, es sei „damals sofort festgestellt worden, daß der nationalliberale Antrag allein von Crispianus rüstlichen distinkt war, und sei bekannt, daß er, nachdem der Kriegsmünster die militärische Unentschiedenheit des betreffenden Kommandostellen nachgewiesen hatte, von dem Antragsteller selbst und noch vor der Abstimmung zurückgezogen wurde.“ Und dann heißt es weiter:

„Wenn Herr v. Kröcher diese Mordanschuldung in öffentlicher Volksversammlung quodrigent ausstößt, so ist das eine Verleumdung, welche den kommenden Wahlkampf in unerträglicher Weise verdirbt und vergiftet.“

So zu lesen in derselben Nummer der „Nationalliberale Korrespondenz“, die der Vohmannschen Verhöhnungsbrede die parteiunliche Weihe gibt. Ob Verhandlungen mit gerade der richtige Weg sind, um eine Verhöhnung anzubahnen, will uns etwas zweifelhaft er-

scheinen. Aber die geehrten Herrschaften müssen ja selbst am besten wissen, wie sie einander einigeln.

Herr Vohmann für seine Person wäre doch wohl bedingungslos für den Gouverneur, der „der Sozialdemokratie das Antef auf das Auge legt“. Denn ein so fanatisches Bedürfnis nach Verhöhnung mit den konservativen seine Münchener Rede verhält, einen so leidenschaftlichen Haß atmet sie gegen die Sozialdemokratie. Es heißt: „Lebensbedeutung zwischen ihr und uns“, sie ist, der unüberwindlichen Feind neben dem Zentrum.“ — A e b e n dem Zentrum! Wer dreht sich, sich die politische Vernunft weniger vom Gefühl verirrten zu lassen als Herr Vohmann, wird dies „neben“ nur mit einem heftigen Köpfchen geneigt founten. Auch Herr Vohmann dürfte etwas davon gehört haben, daß das Zentrum der Herzbruder seiner konservativen „Gegner“ ist. Wie sich wohl in seinem Kopfe das richtige Verhältnis — die „Kriole“, wurde die „Kreuzzeitung“ nach Schädiger Terminologie sagen — wohl man mag, wo die Nationalliberalen mit einem „verhöhnenden“ Gegner“ und einem „unüberwindlichen“ Zeheländer“ besammeln seien, die unter sich ein Herz und eine Seele sind?

Die Gärung im spanischen Proletariat.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Madrid, 9. Mai. Die nunmehr vollständig vorliegenden Meldungen aus San Sebastian, Santander, Palma, Mallorca, Valencia, Vigo, Ferrol, Bilbao, Sevilla, Granada, Barcelona, Zaragoza, Ojón und anderen Städten, wo am Sonntag Massenkundgebungen stattfanden, zeigen, daß das spanische Proletariat nunmehr die sofortige Durchführung der von ihm mit großem Pomp angekündigten Reformen erwirkt, und weitere Verhandlungen heftiglich werden können. Der Hunger und das Gelo sind in Hunderten von Dörfern so groß, daß es unmöglich ist weiterzugehen kann. Während es den zahlreichsten Städten an nichts fehlt, haben Tausende von elenden Bauern nicht einmal Brot, um ihren Kindern Brot vorzugeben. In allen haben diese Leute seit Monaten überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekommen. Dies stimmt überein, ist jedoch durchschlagsmächtig wahr. Obwohl die Teilnehmer der Kundgebungen noch vielen Tausenden zählten, wurde die Verbindung doch nirgendwo geknüpft.

Der Kampf um das Oberhaus.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 9. Mai. Die rein akademische Diskussion im Oberhaus über Lord Curzon's Resolution hat nur insofern einen Wert, als sie Material für die nach Durchführung der Wahl von der liberalen Regierung vertriebenen Chamberlains bietet, oder wie Lord Writch es wörtlich ausdrückt: „sie ist supplementärer Natur als Genuß für die Wahl, aber sie ist unannehmbar.“ Die Diskussion hat keine durchgreifende Bedeutung, als die Mehrheit des Oberhauses sich endlich zur Erfüllung seiner bisherigen Aufgaben imstande erweist und demgegenüber nicht Widerstand, die mit Händen und Füßen gegen jede Bewegung kämpfen, desoweniger hat. Darum hat der Daily Telegraph recht, wenn er sagt, das Oberhaus könne nach der gestrigen Diskussion mit keiner Zeit nicht mehr zur Erde sinken, sondern noch weiter vorwärts gehen. Wenn aber konservative Feinde der konservativen Politik als Unterlage für parlamentarische Verhandlungen verbleiben, heißt das die Situation falsch einschätzen. Die liberale Regierung wird sich wohl in ihrer nächst abtretenden Stellung nicht einschüchtern lassen und den Ver-

Wenn Brahms geht.

von Hermann Bahr. (Nachdruck verboten.)

In Zeitungen stand, Brahms habe vom Theater genug und wolle gehen, schon 1912. Diese Nachricht hat mich nachdenklich gemacht, und soweit das überhaupt im Bereich meiner inneren Möglichkeiten liegt, sehr mich angetan. Ich glaube, da spricht doch aus mir nicht bloß der Autor, den dann, was mit ihm werden soll, wenn ihm das Was gestimmt wird, und der nicht verstanden kann, daß Brahms, wie seiner Generation überhaupt, ihm noch ganz verständig ein Erzieher gewesen ist. Wir hatten ihn es uns dabei ja gegenseitig nicht gemacht. Wir konnten lange seiner zum anderen hinüber. Ich hien ihn anfangs für einen falken Menschen, er mich gar für einen Wiener. Innerer braucht doch einige Zeit, bis er dieses norddeutsche Verfahren, Gnu in Eis zu stellen, verstehen lernt. Und auch er hat erst ziemlich spät begriffen, daß ich aus Luz, bin, während die geborenen Wiener meistens aus Promis oder Umgebung sind. Aber die Zeit vergeht, und schließlich fanden wir uns doch. Doch dies alles ist es nicht, was mich bei jener Nachricht aufregt, sondern ich frage mich, was denn, wenn Brahms geht, aus dem Theater in Berlin werden soll. Man berichtet, daß niemand unentbehrlich, niemand unerlässlich ist. Ich weiß doch nicht, ich selbst bin eher der Meinung, daß wer nur irgend etwas wirklich kann, an seinen Platz unentbehrlich und unerlässlich ist. Aber auf dem Fall findet sich ja die Welt schon immer wieder irgendwie wieder. Nur was fehlt doch, wenn Brahms geht, im ersten Augenblick sich des Gehalts erwehren können, als ob es plötzlich im Berliner Theater leer geworden wäre.

Ich verkenne nicht, was Reinhardt bedeutet. Ich beneide, was er kann, und ich freue mich dieses ganzen, bestig andringenden, sich phantastisch übernehmenden Mutes von durch Europa ziehenden Menschen, der dieser dabei immer zuwartend tauchende Mann ist. Ja mehr als das: mir scheint er nicht bloß, wie viele denken, ein glücklicher Zufall des deutschen Theaters, mir scheint er eine Notwendigkeit unserer Entwicklung gewesen zu sein. Noch dazu eine, die ich voraussetzt habe. Ich behaupte ja was niemals gern, weil ich mich unwillkürlich dabei stets an einen Kollegen erinnern muß,

den Vortrager eines Blättchens, der mir einst aufgeregt sagte: „Jetzt denken Sie, jetzt erst ist der Jar, was ich schon in meinem Artikel vor sechs Monaten von ihm verlangt!“

Tennoch will ich erlauben, daß ich 1909 für Theater, der damals mit dem Großherzog von Hessen Theaterpläne machte ein Programm schrieb, worin Reinhardt propheszt werden ist. (Ich weiß sehr gut, daß es leichter war, ihn zu propheszen, als er zu sein.) Das Programm schiedert erst den allgemeinen Zustand des deutschen Theaters um 1900 und das Bedürfnis, über den Berliner Naturalismus hinauszuwachen. Es schiedert dann, wie die Materie, die hundert Jahre lang alles mögliche, Zeichnung, Dichtung, Philosophie, ja Moral, nur nicht Materie gewesen, sich in unserer Zeit entschlossen, nicht mehr zu reden, nichts mehr zu erzählen, sondern zu malen und nichts als nur Malerei zu sein. Und es fordert nun die Schauspielkunst auf, diesem Beispiel der modernen Malerei zu folgen. Die Schauspielkunst ist in Deutschland noch nicht dazu gekommen, jemals frei und ganz Schauspielkunst zu sein. . . Und es ist mir zur Gewissheit geworden, daß wir eine wahre Schauspielkunst niemals haben werden, wenn sie sich nicht entschließt, bestehen zu gehen, den die anderen Künste gegangen sind.“ Weist das nicht mit dem Finger auf Reinhardt geist, den ich damals noch gar nicht kannte, der zwei Jahre später erst sein kleines Theater begann? In jenem Programm wurde Brahms „neuer Stil“ bezeichnet, er ist nichts weiter, als die Unterdrückung der Schauspielkunst durch den Literaten, der nur seine literarischen Forderungen, nur literarische Künftigen, nur literarische Wirkungen kennt.“ War's nicht Reinhardt's erste Tat, daß er das Theater von dieser Unterdrückung durch den Literaten befreit hat? Er hat den Schauspielkunst von Herrn des Theaters gemacht und so Wirkung anzuwenden, die wir gar nicht ahnen. Ich glaube daher einmal Reinhardt durchgehen müssen. Er war notwendig und kam zur rechten Zeit. Wer kann mehr von sich sagen?

Aber meinem Programm von 1900 genügte das noch nicht; wenn ich einmal ins Theater komme, bin ich nicht zufrieden. Es forderte die Schauspielkunst nur, endlich einmal eine Zeitlang nichts als Schauspielkunst zu sein, noch dem Beispiel der Malerei, die sich endlich entschlossen, malerisch zu werden. Doch sei dies, behauptete mein Programm, nur erst der Anfang jeder

Renaisance in den Künsten. Und nun höre man: „Die zweite Phase, nachdem eine Kunst nur erst wieder sich selbst einbeißt hat, ist dann immer der große technische Reiz.“ Sie will nun sagen, daß es alles kann, daß ihr nichts unmöglich ist. Doch es darf nicht brauchen würde es sie allein, um die Schöpfung aller Dramen und aller Greden und aller Sitten zu erschöpfen. Sie reut nun alle Gebiete ab, sie reist alles an sich, sie will keine Grenzen kennen.“ Ist das nicht eine genaue Beschreibung Reinhardt's? Aber weiter: „Sie will keine Grenzen kennen. Daß sie diese finden und sich ins Ganze aller Künste erwidern und sich an ihrer Stelle zum gemeinsamen Instrument beider lernen, dies bleibt der letzten Phase vorbehalten.“ Und dabei halten wir nun heute, dies brauchen wir jetzt. Die Schauspielkunst, die Reinhardt losgelassen hat, muß wieder eingekerkert werden. Ich glaube, das hören wir alle jetzt. Und da geht Brahms?

Sollange Brahms noch neben Reinhardt steht, wird das Berliner Theater doch immer ungefähr im Gleichgewicht sein. Brahms unbegreiflicher, niemals abweichender literarischer Sinn und Reinhardt's flackernder schauspielischer Fantasmus ergänzen sich und, unwillig, jedenfalls unbenutzt, wird, jeder auf den anderen ein, gibt ihm wohl auch einmal nach. Aber auf den anderen ein, gibt ihm wohl auch einmal nach. Aber wieder und wie schauspielertische Wirkungen demüht. Brahms beharrlich dabei bleibt, daß das Schauspiel auf höheres als bloß schauspielertische Wirkungen zielt, jeder im Theater mit dem anderen sich noch streitet, kommt zuletzt unzufrieden das Richtige heraus. Als Reinhardt begann, fanden die meisten es gut, daß Brahms einen Rivalen bekam, nur für das Berliner Theater überhaupt, und auch auf für Brahms selbst. Jetzt haben die beiden wieder eher das Gefühl, wir könnten noch einen zweiten Brahms brauchen, auch Reinhardt könnte ihn brauchen. Und in diesem Augenblick will Brahms gehen? Brahms, das ist doch mehr als eine Reiz, das ist uns in den janzigen Jahren seit der ersten Hälfte fast ein Begriff geworden. Brahms, das ist, wer den Willen zu seiner Gefinnung hat, wer sich nicht verladen läßt, wer der Treue hält, wer auf seinem Wege bleibt und wer den Mut und die Kraft hat, auch einmal dem Publikum etwas zu verlangen. Das Schauspielkunst daran zu machen, daß seine Kunst nur ein Teil der dramatischen Kunst ist, und die Zugenden der Unterordnung, des künstlerischen Gehorsams und der Selbstlosigkeit

